

### Rezension: Aram Ziai (Hg.): Postkoloniale Politikwissenschaft. Theoretische und empirische Zugänge

Wessing, Catharina

Veröffentlichungsversion / Published Version

Rezension / review

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:

Verlag Barbara Budrich

#### Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Wessing, C. (2017). Rezension: Aram Ziai (Hg.): Postkoloniale Politikwissenschaft. Theoretische und empirische Zugänge. [Rezension des Buches *Postkoloniale Politikwissenschaft.: theoretische und empirische Zugänge*, hrsg. von A. Ziai]. *PERIPHERIE - Politik, Ökonomie, Kultur*, 37(2), 331-333. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-58044-8>

#### Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-SA Lizenz (Namensnennung-Weitergabe unter gleichen Bedingungen) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/deed.de>

#### Terms of use:

This document is made available under a CC BY-SA Licence (Attribution-ShareAlike). For more Information see: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0>

zahlreichen Stellen zeigt sich zudem, dass Heartfield mit Einzelheiten der vielfältigen Schauplätze, auf die sich seine Darstellung notwendig bezieht, nicht vertraut ist; gleiches gilt für einige historische Ereignisketten und Zusammenhänge. Hinzu kommen vor allem in den Anfangskapiteln die Fixierung auf ohne erkennbaren Zusammenhang präsentierte Biographien der Hauptakteure und eine in der Chronologie ständig fluktuierende und springende Darstellung, die manchmal nicht zu vermeiden sein mag, aber umso mehr Vorkehrungen erfordert hätte, die Abläufe nachvollziehbar zu halten. Damit bleibt eine wirklich interessante Materialsammlung, nicht aber ein gelungenes Buch.

Reinhart Kößler

**Aram Ziai (Hg.): *Postkoloniale Politikwissenschaft. Theoretische und empirische Zugänge*. Bielefeld: transcript 2016, 408 Seiten**

Der vorliegende Sammelband zu postkolonialen Zugängen in der Politikwissenschaft war dringend notwendig. Innerhalb der Politikwissenschaft als Disziplin wurde lange darauf gewartet, dass ein solches Werk erscheint, nachdem andere Disziplinen wie Literatur- oder Geschichtswissenschaft bereits zu Vorreitern in diesem Feld geworden sind. Im Zentrum des Buches steht dementsprechend die Frage, warum ein spezifisch disziplinär ausgerichteter Band für die Politikwissenschaft relevant ist. Die Antwort auf diese Frage fällt in den jeweiligen Artikeln unterschiedlich aus. Die Texte bieten einen Überblick über die Notwendigkeit und Aktualität postkolonialer Theorien. Dabei sind unterschiedliche Themenfelder wie

Politische Theorie, Politik in der BRD und auch internationale Politik(en) vertreten. Als Quintessenz ergibt sich, dass postkoloniale Zugänge in der Lage sind, neue Perspektiven und Erkenntnisse aufzuzeigen, die über klassische Ansätze hinausgehen und ansonsten unsicht- und unhörbar geblieben wären.

Im Kapitel zur Politischen Theorie zeigt u.a. der Beitrag von *Ina Kerner*, wie fruchtbar eine postkoloniale Perspektive auf klassische Werke der Politikwissenschaft sein kann. Er eröffnet eine neue Lesart von Frantz Fanons Werk. Dadurch erscheint Fanon nicht mehr in erster Linie als Gewalttheoretiker. Vielmehr zeichnen sich seine Studien durch Weitsicht, Aktualität sowie in Bezug auf Geschlechterverhältnisse durch eine vorausblickende Analyse aus.

Der Blick auf Geschlechterverhältnisse als zusätzliche Analysekategorie bildet einen wichtigen Schwerpunkt innerhalb des Gesamtwerkes. Dies ist sehr zu begrüßen, da sich Genderschwerpunkte – ebenso wie postkoloniale Zugänge – in der Politikwissenschaft noch immer in einer Randposition befinden. Ein gutes Beispiel für einen solchen Schwerpunktartikel ist der Beitrag von *Joshua Kwesi Aikins*. Er beschäftigt sich mit der Implementierung indigener Autoritäten in das politische System Ghanas und beleuchtet dabei insbesondere auf sprachlicher Ebene die Integration weiblicher *chiefs* bei der Verfassungsreform. Dabei verwendet Aikins in Anlehnung an das Konzept der *Kolonialität der Macht* von Aníbal Quijano einen Ansatz der *Kolonialität der Sprache*, welcher den Einfluss von Kolonialsprachen in postkolonialen Ländern aufzeigt.

Das Konzept der *Kolonialität der Macht* wird auch in diversen anderen Artikeln aufgegriffen. So untersucht beispielsweise *Tanja Ernst* die Pluralisierung demokratischer Systeme in Bolivien, wo präkoloniale Regierungsformen in das heutige politische System integriert werden sollen. Leider erläutert sie Quijanos Konzept nur marginal. Dieser Mangel an Einführung in postkoloniale Ansätze findet sich auch in anderen Beiträgen wieder. Anscheinend richtet sich der Band vorwiegend an Menschen mit Vorkenntnissen in diesem Bereich. Einsteiger\*innen wird der Zugang so erschwert. Ihnen rate ich, sich vorher mit grundlegenden Konzepten post- und dekolonialer Theorien vertraut zu machen.

Für sie ebenfalls schwierig zu erfassen ist die mangelnde Abgrenzung post- gegenüber dekolonialen Zugängen zu Untersuchungsgegenständen. Dazu zählt u.a. der ansonsten sehr spannende Artikel von *Franziska Müller* über die Notwendigkeit der Integration post- und dekolonialer Theorien und Strategien in die Internationalen Beziehungen. Eine Ausnahme bildet hingegen der Beitrag von *María do Mar Castro Varela & Carolina Tamayo-Rojas* zu indigenen Widerstandspraxen in der nördlichen Andenregion im grenzübergreifenden Gebiet der Ingas. Die Autor\*innen gehen darin auf die Kritik an postkolonialen Theorien ein, eurozentrisch zu sein. Diesen stellen sie dekoloniale Ansätze aus der *Latin America Subaltern Studies Group* gegenüber, welche die *Kolonialität der Macht* zu einem ihrer wichtigsten Anknüpfungspunkte gewählt hat. Doch weisen auch diese teilweise eurozentrische Mängel auf. Castro Varela & Tamayo-Rojas identifizieren

jedoch in der von beiden Theorierichtungen geforderten „Kontextualisierung und Historisierung“ (383) eine zentrale gemeinsame Stärke. Eine solche Abgrenzung wäre in anderen Artikeln des Bandes ebenfalls wünschenswert gewesen; stattdessen werden die Termini „postkolonial“ und „dekolonial“ z.T. sogar synonym verwendet.

Zu den stärksten Artikeln gehören die Beiträge von *Bilgin Ayata* über die postkoloniale Aufarbeitung der NSU-Prozesse und von *Mechthild Exo* über die basispolitischen Kämpfe in Afghanistan um die Errichtung einer nicht von oben durchgesetzten Demokratie. Sie zeichnen sich durch die große Aktualität ihres Schwerpunktes aus. Vor dem Hintergrund des baldigen Endes des NSU-Prozesses sowie der politischen Debatten um die Abschiebungen Asylsuchender ins angeblich sichere Afghanistan zeigen sie perspektivische Lücken innerhalb politischer Prozesse auf, die ohne den jeweiligen postkolonialen Zugang so nicht zu erkennen gewesen wären.

Angesichts solch brisanter Beiträge ist es besonders bedauerlich, dass beispielsweise *Aram Ziais* Eingangsartikel zum Stellenwert postkolonialer Zugänge in der Politikwissenschaft mit einem Fokus auf „Entwicklung“ eine Neuaufgabe seines Beitrags aus der *PERIPHERIE* Nr. 120 aus dem Jahr 2010 ist und somit kaum neue Erkenntnisse liefert.

Trotz der genannten Kritikpunkte bietet der Sammelband insgesamt einen guten ersten Überblick über die dringend notwendige postkoloniale Auseinandersetzung mit politikwissenschaftlichen Forschungsfragen und zeigt auf, wohin diese führen kann. Er bietet somit einen ersten Beitrag zur Schließung der

genannten Forschungslücken. Es bleibt zu hoffen, dass ihm noch viele weitere post- und dekoloniale Analysen folgen werden, sodass diese Zugänge nicht mehr in einer Randposition innerhalb der Politikwissenschaft verbleiben.

*Catharina Wessing*

**Stefan Knauss: *Von der Conquista zur Responsibility while Protecting*. Frankfurt a.M. u.a.: Peter Lang 2016 (= Treffpunkt Philosophie, Bd. 14), 274 Seiten**

In dieser nunmehr als Buch vorliegenden Dissertation geht der Autor auf erfrischend originelle Weise der äußerst zeitgemäßen Frage nach, ob Interventionenkriege aus humanitären Gründen gerecht sein können. Angesichts aktueller global-politischer Ereignisse bietet dieser Ansatz wertvolles und vielversprechendes Material, und zwar, weil er sich der Thematik auf transkulturelle Weise annähert und von konkreten *policy*-relevanten Debatten ausgeht. So steht im Zentrum der Überlegungen die von Brasilien im Jahre 2011 angesichts der Libyen-Intervention international vorgeschlagene Verschiebung der UN-Doktrin „responsibility to protect“ hin zu „responsibility while protecting“. Wie es dazu kam und warum gerade eine lateinamerikanische Perspektive für diese Thematik lohnend ist – ausgehend von der Feststellung, dass Lateinamerika als erstes kolonisiert wurde und dadurch in Europa eine bis heute nachwirkende Welle der Reflexion über Alterität einsetzte –, dies zeichnet de Band klar verständlich und gut strukturiert nach.

Als Einstieg in die Frage nach humanitärer Intervention dient dem Autor der Disput von Sevilla (16. Jahrhundert)

zwischen Bartolomé de las Casas und Juan Ginés de Sepúlveda, der in gewisser Weise als Geburtsstunde des philosophisch-rechtlich argumentierten und gerechtfertigten westlichen (humanitären) Interventionismus angesehen werden kann. Auch wenn historisch gesehen dieser Gelehrtenstreit nie entschieden wurde, so ergab sich dennoch nach Ansicht einiger Kommentatoren daraus die bis heute wirkmächtige und damals von Sepúlveda vertretene Ansicht, kulturelle Verschiedenheit als Mangel an Zivilisation zu deuten, welche im Sinne des „Unzivilisierten“ daher Intervention durch „Zivilisierte“ erfordere. Wenn auch nicht grundsätzlich, sondern nur in Form und Ausmaß von de las Casas bestritten, so war sein Einwand dagegen auf langjährige, reale Erfahrung der Ausbeutung in den spanischen Kolonien gestützt. Was also der eurozentrischen, argumentativ-idealistischen Herangehensweise zur Wissensfindung diametral gegenüber gestellt erscheint, ist die lateinamerikanische Empirie der subalternisierten Erfahrung. Der Autor arbeitet demzufolge auch treffend heraus, dass weniger die kulturelle Alterität im eigentlichen Vordergrund stehe, als vielmehr das Intervention legitimierende Argument, die vermeintlich Schutzbedürftigen retten zu müssen, welches bis heute im internationalen Menschenrechtsschutz Widerhall findet.

Der eurozentrische Ansatz steht im Spannungsfeld zu von de las Casas' bekanntem anti-kolonialen Erweckungsmoment in den Kolonien, stilisiert durch das Thema „ego vox clamantis in deserto (ich bin die Stimme eines Rufers in der Wüste)“. Mit dieser Anklage (*ego clamo* in der Diktion des